

Peter Handke: „Schnee von gestern, Schnee von morgen“

Das Abenteuer des Hinschauens

Von Christoph Schröder

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.01.2025

Ein einsamer Wanderer, der absichtslos beobachtet und die Welt durch Sprache verwandelt: In Peter Handkes neuem Bühnentext „Schnee von gestern, Schnee von morgen“ finden sich viele Motive seines Erzählens in konzentrierter Form wieder. Hin und wieder neigt der hohe Ton in dieser „Tagtraumprosa“ dem Gestelzten zu.

Die Ausgangslage dieses Bühnentextes, der sich von einem Prosawerk nicht unterscheidet, ist eine geradezu klassische Handke-Situation: Ein namenloser, einsamer Ich-Erzähler streift durch die Landschaft, erkundet die Gegend wandernd und beobachtend. Er steht am Rand, sieht das scheinbar Nebensächliche, Flüchtige und schreibt sich dementsprechend selbst im großen Gefüge des Weltgeschehens allenfalls eine Randposition zu:

„Ich, Grenzlandbegeher, als Sportler: Eine schöne episodische kleine Rolle, eine idiotische, will sagen, allein für mich und meine Person, und in meiner Einbildung, aber immerhin dort, sogar eine gemeinnützige. Wir Barfüßer, wir barfüßigen Könige.“

Der Germanist Norbert Miller hat Handkes Schreiben einmal als eine „Poetik des unverbundenen Augenblicks“ bezeichnet. Eben dieser Poetik folgt Handke auch in „Schnee von gestern, Schnee von morgen“.

Ein Eindrücke sammelndes Ich

Sein Erzähler-Ich, weniger ein ausgearbeiteter Charakter als ein fein justiertes Instrument aller Sinneswahrnehmungen, sammelt Eindrücke: eine Fliege, die aus einer sich öffnenden Hand in die Freiheit fliegt. Die Schatten der Wolken über einem aufgelassenen Flughafenfeld. Das Lachen einer Schar von Kindern. Alles strömt auf ihn ein, auf diesen „Kreuz- und Quergeher“, wie er sich nennt, alles wird unbewusst und gleichberechtigt aufgenommen:

„Kein Sammeln mehr, und schon gar kein Jagen, höchstens dann und wann ein absichtsloses Aufsammeln oder Auflesen von gleichwas.“

„Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“ lautet der Titel eines frühen Essays aus dem Jahr 1969, in dem Handke über die Möglichkeiten von Sprache nachdenkt. Auch in „Schnee

Peter Handke

Schnee von gestern, Schnee von morgen

Suhrkamp Verlag, Berlin

76 Seiten

20 Euro

von morgen, Schnee von gestern“ entsteht schnell ein ständiges Hin- und Herflackern zwischen Beobachtung und Reflexion:

„Aufschrift auf einem Schaufenster: ‚Das Abenteuer beginnt im Innern.‘“

Ein Sänger von beinahe mittelalterlichem Format

Nicht das spektakuläre Ereignis, sondern die Verwandlung des Ephemeren in Sprache ist es, was diesen Beobachter antreibt. Er ist, auch das ist ein Motiv, das seit dem Roman „Mein Jahr in der Niemandsbuch“ aus dem Jahr 1994 immer wieder auftaucht, weniger Dichter als vielmehr Sänger, der sich dem Abenteuer des Hinschauens aussetzt. Nicht ohne Grund spielt Handke auch in seinem neuen Text auf den Parzival-Stoff an. Sein magisches Instrument ist die Sprache, die die Beobachtungen bereits im Augenblick des Sehens transzendiert. Mehrere vom Erzähler aufgestellte elfte Gebote ziehen sich wie Refrains durch den Text:

„Und wieder so ein Elfte Gebot: Unwillkürlich beteiligt sein.“

Erzählen ist auch in „Schnee von gestern, Schnee von morgen“ ein religiöser Akt. Allerdings ist Handkes Gott von dieser Welt. Er sucht und findet die profanen Epiphanien, die Mystik des Alltäglichen. Nicht die großen, heiligen Zeiten, sondern die kleinen seligen Erkenntnisblitze interessieren ihn. Die Voraussetzung dafür, das hat Handke einmal in seinem wunderbaren Essay „Versuch über die Müdigkeit“ formuliert, ist ein Bewusstseinszustand von maximaler Aufnahmebereitschaft und gleichzeitiger beseelter Müdigkeit. „Tagtraumprosa“ oder „Halbschlafprosa“, so nennt Handke das Resultat dieser Dämmerstimmung in seinem neuen Buch. Es ist, wie so oft bei Handke, ein Balanceakt im hohen Ton. „Schnee von gestern, Schnee von morgen“ ist in kurze, selten mehr als zweiseitige Abschnitte aufgeteilt, in denen sich bestenfalls fein formulierte Beobachtungen, Lektüererinnerungen und Betrachtungen miteinander verbinden:

„Das Mienenspiel des einen Passanten, sowie er sich, nach langer Zeit zum ersten Mal, oder überhaupt zum ersten Mal, von einem anderen, einem Unbekannten – je unbekannter, desto besser – wahrgenommen gespürt hat: nichts als ein Lippenkräuseln, so minimal wie monumental.“

Verschraubtes und Gestelztes

Zum anderen aber ist Handkes Prosa in ihrem gesuchten Pathos jederzeit anfällig für Abstürze. Es gibt Sätze in diesem Buch, die man auch oder gerade einem Nobelpreisträger nicht durchgehen lassen darf, so gestelzt, verschraubt und unbeholfen sind sie formuliert:

„Seltsam, oder auch nicht, wie jedesmal, wenn ich in der Außenwelt-Menge eines bodenwärts Gekrümmten ansichtig werde, tief innen in mir ein Aufschauen geschieht.“

Fast unmerklich dreht Handke auf den letzten Seiten die Perspektive. Der „Kreuz- und-Quer- und-Querfeldein-Geher“, wie er genannt wird, ist verschwunden, zuletzt gesehen am Rand eines Waldes. Oder auch als einsamer Fahrgast in einem Nachtbus. Vielleicht hat ihn auch der gekrümmte Finger eines Astes in ein Tal gelockt. Die Natur habe sich zur Seelenschönheit gesteigert und ihn mit sich fortgezogen. Das berichtet ein selbstberufener

Chronist, der zum Ende hin das Erzählen übernimmt. Er hält das Verschwundene fest und verwandelt es auf diese Weise erneut. Das ist der Kern von Handkes Miniatur.